

Catherine Cookson

DIE FRAUEN
VON
BRAMBLE
HOUSE



Weltbild

Vier Frauen – vier dramatische Schicksale: Die Familiensaga voller Leidenschaft und Spannung

Emma Funnell, 70 Jahre alt und Herrscherin von Bramble House, lenkt noch immer die Geschicke ihrer Familie: Ihre hypochondrische Tochter Victoria, ihre unglücklich verheiratete Enkelin Lizzie und Peggy, ihre Urenkelin. Und Peggy ist es auch, die die Bombe schließlich platzen lässt. Sie wird mit sechzehn schwanger! Die Ordnung im Bramble House gerät ins Wanken...

Catherine Cookson

Die Frauen von Bramble House

Roman

Aus dem Englischen von Roland Fleissner

Weltbild

Die Autorin

Catherine Cookson stammt aus Nordengland und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Sie arbeitete zunächst als Dienstmädchen, ehe sie einen Lehrer heiratete. Erst mit vierzig begann sie zu schreiben. Ihre zahlreichen Romane wurden zu Bestsellern; sie sind in mehr als ein dutzend Sprachen übersetzt. 1993 wurde Catherine Cookson zur »Dame of the British Empire« ernannt. Sie starb 1998 kurz vor ihrem 92. Geburtstag.

Die englische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel The house of women.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1992 by Catherine Cookson

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Roland Fleissner

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-852-2

ERSTER TEIL:
1968

1. Kapitel

»Stimmt was nicht, Peggy?«

»Nein. Wieso, was sollte nicht stimmen?«

»Weil ich dich nie hier im Park sitzen gesehen habe. Jedenfalls nicht um diese Zeit. Es ist ja schon fast dunkel und sie werden gleich zumachen.«

»Na, dann lass sie doch. Sollen sie doch zumachen.«

„Aber du hast doch was. Was ist denn los?“ Der Junge mit dem Gitarrenkasten setzte sich behutsam auf den Stuhl neben dem jungen Mädchen, nahm den Instrumentenkoffer zwischen die Knie, schlang die Arme um den Hals und zog das Instrument liebevoll, wie in einer Umarmung, an sich. Er sprach nicht gleich weiter, sondern bewegte sich sacht eine Weile hin und her. »Es ist wegen Andrew Jones, oder?«, sagte er schließlich.

»Wer hat was von Andrew Jones gesagt? Und du, Charlie Conway, du steckst deine Nase immer in die Angelegenheiten von andern Leuten.«

Der Junge reagierte nicht auf diesen Vorwurf, sondern blieb bewegungslos sitzen, die Arme weiter fest um den Gitarrenkasten geschlungen, bis sie schließlich kleinlaut sagte:

»Tut mir leid, Charlie. Aber misch dich da nicht rein; das ist ... das ist ...«

Als ihr die Stimme versagte, wandte er sich ihr rasch zu. »Komm, gehen wir heim. Schau, es wird schon dunkel.«

»Nein. Nein!« Sie schüttelte den Kopf.

»Hast du Angst?«

Sie antwortete nicht, sondern wandte den Kopf ab und pustete in ein Taschentuch. Aber als er dann fragte: »Kannst du denn mit keinem darüber reden?«, fuhr sie wieder heftig herum und schoss ihn an: »Reden? Worüber!«, schniefte sie. »Was meinst du denn? Worüber soll ich reden?«

»Also ...« Er ließ den Gitarrenkasten zwischen den Schenkeln auf den Rasen gleiten.

»Also, mit deiner Mamma oder deiner Oma, oder mit der Urgroßmutter. Mit einer von denen kannst du doch bestimmt reden.«

»Über was?«

Nun drehte er sich zu ihr und sagte ebenso heftig wie sie: »Über das, was dich bedrückt, warum du weinst. Warum du hier so hockst, im Park, wo ich dich noch nie sitzen gesehen habe. Sonst rauschst du doch hier immer bloß durch, als wäre dir der Teufel auf den Fersen, und hast nie Zeit, mal ein Wort mit einem zu reden.«

In der hereinbrechenden Dämmerung sahen sie einander schweigend an. Nach einer kleinen Ewigkeit ließ das Mädchen den Kopf tief auf die Brust fallen und sprach schließlich weiter, mit einer Stimme, die beinahe wie ein Wimmern klang: »Ich fürchte mich, Charlie. Es ... es ist wegen Papa. Ich habe Angst vor ihm.«

»Aber er kann dich ja nicht umbringen.« Seine Stimme war ebenso leise wie die ihre; und als sie erwiderte: »Doch, das könnte er«, sagte er: »Er würde schon drüber wegkommen. Mein Pa hat es bei unsrer Lucy auch geschafft.«

Sie fuhr richtig von ihm zurück und schluchzte: »Ja, aber die ist verheiratet und hat zwei Kinder. Ich ... ich bin ...« Sie sprach nicht weiter, dann reckte sie das Kinn vor und funkelte ihn an. »Worauf willst du eigentlich anspielen?«

»Ach, nichts. Nichts ... bloß ...«

»Genau, bloß?« Ihr Kopf ruckte nun auf und nieder.

Er sprang auf und klemmte sich den Instrumentenkasten unter den Arm. »Sie reden. Es ist in der ganzen Schule rum. Deine liebe Freundin Mary Fuller könnte nicht mal ihre Klappe halten, wenn man sie ihr zuklebte.«

Als er sah, wie ihr Gesicht zu zucken und ihre Schultern zu erschlaffen begannen, sagte er: »Jemand hat's drauf abgesehen, Andy Jones eine zu verpassen, und damit nicht genug. Hör mal, komm doch mit zu uns nach Hause.«

Wieder reagierte sie bockig. »Warum sollte ich das? Ich habe selber ein Haus, wo ich hingehen kann.«

»Wieso gehst du dann nicht heim und sprichst dich aus, mit deiner Mutter und so?«

»Ach, du! Bei dir klappt immer alles. Mich mit meiner Mutter und so aussprechen! Du bist ja so verdammt geschickt drin, alles hinzukriegen, du Superhirn. Meine Uroma sagt, du bist schon als Greis auf die Welt gekommen.«

Sie kehrte ihm abrupt den Rücken zu und warf heftig den Kopf herum, als wollte sie eine Last abschütteln. Dann murmelte sie: »Tut mir leid. Das habe ich nicht so gemeint.«

»Ach, macht mir nichts aus. Irgendwie ist das fast ein Kompliment. Wenn deine Urgroßmutter das von mir sagt, und überhaupt, es ist schon was. Meine Mutter sagt immer, die kann einen mit einem einzigen Blick in Stücke schneiden, wenn ihr danach zumute ist. Aber jetzt hör mal, Peggy.« Er stand nun dicht vor ihr. Mit einer Hand hielt er seine Gitarre fest, die andere legte er ihr auf den Arm, dann sagte er ruhig: »Meine Mutter kann prima mit so was umgehen. Die geht bestimmt zu deiner Mutter und spricht unter vier Augen mit ihr. Also, komm mit. Sonst« – seine Stimme wurde fröhlicher – »schmeißen sie uns hier raus.« Das kurze Lachen war beinahe ein Glucksen. »Stell dir mal vor, in unserm Alter aus dem Park gejagt zu werden. Früher mal, da war das für mich 'ne Ehrensache ... mich rausschmeißen zu lassen, meine ich. Ich habe mich hinter den Sträuchern versteckt, bis der olle Mr. Terence mich entdeckt hat, dann zeigte ich mich absichtlich ganz und rannte los. Nicht aus dem Westtor, sondern zum gegenüberliegenden Ausgang.« Er wies mit dem Kopf nach hinten. »Es machte mir einen Riesenspaß, den alten Knacker zum Schreien zu bringen. Laufen konnte der ja nicht mehr, schon lange nicht mehr.«

Peggy Hammond hob den Kopf und schaute den Jungen an, den sie schon ihr ganzes Leben lang kannte: Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass er jemals den Parkaufseher geneckt haben sollte, weil er niemals etwas tat, was ihn in Schwierigkeiten bringen konnte. Er war so »solide«, wie ihre Mutter das nannte. Immer wieder sagte sie: »May hat bestimmt nie irgendwelchen Ärger mit ihm, der ist viel zu solide.« Und gelegentlich setzte sie dann noch hinzu, »und langweilig.« Manchmal glaubte Peggy, dass ihre Mutter auf Mrs. Conway eifersüchtig sei. Einmal hatte sie sie als »Tantchen May« bezeichnet, und ihr Vater hatte sie danach zurechtgewiesen.

Dann sagte Charlie: »Der Neue kann laufen, also denke ich, wir zischen besser ab.« Sein breites, ehrliches, glattes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, und ihr schoss der Gedanke durch den Kopf, dass er eher wie ein Mann aussah, nicht wie ein Junge, und als sie aufstand und dann an seiner Seite davonging, wechselte sie das Thema, indem sie auf

den Gitarrenkasten zeigte. »Wohin wolltest du denn damit?«

»Eher woher ich damit komme ... mit ihr.« Und wieder nahm er den Kasten in die Arme und drückte ihn an sich. »Ich war bei meiner ersten Stunde.«

»Du brauchst doch keinen Unterricht, du kannst doch spielen.«

»Das hat nichts mit Spielen zu tun, das ist bloß Herumzupfen. Das kann jeder. Aber ich will es ganz und richtig lernen. Und er unterrichtet klassische Gitarre, mein Lehrer Mr. Reynolds.« Er lachte jetzt. »Er verabscheut Gruppen. Er nennt sie bloß zimperliche Saitenzupfer, Schrummschrumm-schrumm. Er ist wirklich komisch. Er bringt dich immer zum Lachen, also jedenfalls, bevor er mit der Arbeit beginnt.«

»Also gehst du nicht mehr zu den Singereien der Alten und machst auch in der Schulgruppe nicht mehr mit, weil das ja alles nur Gezimpere und Schrummschrumm ist, ja?«

Jetzt trug er den Instrumentenkasten am Griff und ging einfach weiter, und als er ihr keine Antwort gab, murmelte sie: »Ich bin zickig. Aber irgendwie kann ich in letzter Zeit nicht anders. Ich ... ich ...«

»Aber Peggy, fang doch nicht an zu weinen. Himmel, heul doch nicht! Hör mal, wir gehen rüber zu Hookers Akker und dann von hinten rein ...«

»Nein! Nein, nicht da rüber!« Sie war plötzlich stehen geblieben. Er auch.

»Na gut. Ich habe es ja bloß vorgeschlagen, weil es eine Abkürzung ist. Also gut, bleiben wir auf der Straße und dann können wir ja immer noch hintenrum unten rein.«

Sie gingen nun stumm dahin, und einige Minuten später bogen sie in die Bramble Lane ein, in der kürzlich gegenüber der Friedhofsmauer neue Bungalows gebaut worden waren. Hinter diesen lagen die älteren Häuser. Jedes stand auf einem eigenen Grundstück von etwa 1000 Quadratmetern, und manche waren gegen die Nachbarn durch hohe Zypressenhecken abgeschirmt, die seit dem Bau der Häuser und ihrer Bepflanzung vor achtzehn Jahren sechs, sieben Meter hoch geworden waren.

Das letzte dieser Häuser an dem langen Weg war das, in dem Charlie Conway lebte. Auch hier gab es die Abgrenzung zum Nachbarhaus, in dem Peggy Hammond wohnte. Allerdings war dieses Haus bereits 1913 gebaut worden, als die Bramble Lane noch nicht mehr als ein Feldweg war, und hatte von dem Brombeergestrüpp den Namen übernommen, hieß also Bramble House. Es war viel größer als die höher liegenden anderen Häuser, die neben den Bungalows die eine Straßenseite völlig ausfüllten. Es stand auf einem etwa einen Hektar großen Grundstück, das auf drei Seiten von Zypressen umgeben war. Die nach Osten gerichtete Vorderseite hingegen hatte einen ungehinderten Blick auf die Rinder- und Schafweiden eines Bauernhofes, des einzigen Stücks noch unverbauten landwirtschaftlich genutzten Bodens in Fellburn.

Natürlich hielten die Bewohner von Bramble House sich für etwas Besseres als die übrigen Anrainer. Über die vielen Jahre hin hatten sie immer ziemlich zurückgezogen gelebt. Es war fast, als hätte es einer Ausnahmegenehmigung bedurft, um die enge Freundschaft zuzulassen, die zwischen Lizzie Hammond und May Conway bestand. May war sechsundvierzig, also neun Jahre älter, doch geistig viel jünger und beweglicher als Peggys Mutter. Wie sie gern zu Frank, ihrem Mann, sagte: »Zwischen der Großmutter und der Urgroßmutter und Leonard Hammond ist Lizzie zu einer Null geworden ...«

In diesem Augenblick schaute May Conway zwischen ihrem Sohn und der jungen Peggy Hammond hin und her und sagte in ihrer gewohnten heiteren Art: »Und was is' nu, muht die bunte Kuh! Was ist denn los? Haste Peggy eine gescheuert?« Sie sah ihren Sohn an, der antwortete: »So ein Quatsch, Ma.«

»Also, wieso haste dann geweint, Peggy? Da, komm rüber und setz dich mal hin. Hast du schon Tee getrunken? Wenn nicht, dann setz dich zu uns und iss mit.«

»Sie war noch nicht zu Hause, Ma.«

»Oh.« May wandte sich um und warf einen Blick auf die Küchenuhr. »Deine Mam wird sich bestimmt Sorgen machen. Wo hast du denn gesteckt?«

Als Peggy noch immer nicht antwortete, sagte Charlie: »Sie hat im Park gesessen, Ma. Sie hat Probleme. Sie will mit dir reden. Ich verschwinde jetzt rauf in mein Zimmer.«

»Willst du nicht erst deinen Tee?«

»Nein, das hat Zeit.«

»Sehr wohl, Sir. Wie Sie wünschen, Sir. Ich bringe Ihnen das Tablett rauf, wenn Sie klingeln.«

»Himmel, Mam!« Der Junge warf den Kopf in den Nacken und lachte, dann schaute er Peggy an und sagte: »Sie ist manchmal ziemlich albern, aber nicht immer.«

Als die Tür hinter ihm zugefallen war, zog May noch einen Stuhl am Küchentisch heraus, machte eine Handbewegung und sagte ruhig: »Also, setz dich, Peggy.«

Als das Mädchen sich gesetzt hatte, nahm sie gegenüber Platz, legte die Arme auf den Tisch und schlang die Finger ineinander. »Also? Was ist los? Worum geht's bei der ganzen Geschichte?«

Peggy schaute über den Tisch in das freundliche Gesicht der Frau, die ihr Vater als »gewöhnlich« bezeichnete. Aber sie brachte es nicht über sich, die Worte auszusprechen, vor denen sie so entsetzliche Angst hatte. Doch als sie auf den Lippen herumzubeißen begann, die Lider zuckten und Tränen unter den Wimpern hervorquollen, brauchte sie auch gar keine Worte mehr, denn May Conway sagte: »Ach! Mein Fohlen, sag bloß nicht.«

Peggy gab ihr keine Antwort, sondern nickte nur ein paarmal mit dem Kopf, und als Mays Hände sich über den Tisch schoben und die ihren ergriffen, schoss eine wahre Flut von Tränen aus ihren Augen. May war sofort an ihrer Seite, nahm sie in die Arme und sagte: »Jaja! Schon gut ... schon gut ... Beruhige dich. Du bist nicht die Erste, und du wirst auch nicht die Letzte sein. Aber, gütiger Himmel, was wird der dazu sagen? Ich meine, dein Vater? Wegen deiner Mutter und bei den andern beiden hab ich ja keine Sorge. Aber der! Wer isses denn? Kennen wir ihn?«

Peggy vermochte noch immer nicht zu sprechen, sie brachte nur ein kehliges Husten zustande, um nicht an ihren Tränen zu ersticken.

»Komm, setz dich da rüber in den alten Sessel. Der ist bequem. Und jetzt sei ganz ruhig und hör auf zu weinen. Versuch, dich zu entspannen. Aber das war ziemlich blöd von mir, dass ich das sag, wie? Entspannen! Ha! Wieso sagt man nur immer so was Blödes ... Hör mal, ich mach dir eine Tasse Tee, und wir reden dabei.«

Sie schaltete den Elektrokessel an, als das Wasser kochte, bereitete sie Tee, ließ ihn kurz ziehen und goss schließlich ein. Noch immer hatte Peggy kein Wort gesprochen. Erst als sie die Tasse in die Hand hielt, die auf der Untertasse klirrte, wimmerte sie: »Ich ...

ich hab Angst, Mrs. Conway, schreckliche Angst.«

»Aber sicher hast du Angst, Schätzchen, es kann ja gar nicht anders sein, aber glaub mir, du gewöhnst dich an den Gedanken. Wie weit ist es denn schon?«

»Ich ... die dritte Periode ist grade ausgeblieben.«

»Was? Drei schon? Ach Gott, Kindchen. Du hättest früher was sagen sollen. Die ganze Zeit hast du das in dich reingefressen. Wann ist es denn passiert?«

»Ich ... weiß nicht genau.«

»Du meinst, du warst mehr als einmal mit ihm zusammen?«

Peggy ließ wieder den Kopf sinken und wimmerte: »Er ... hat gesagt, es geht in Ordnung, er hat was dagegen benutzt.«

»Weiß er es schon?«

»Nein. Er ... er hat Schluss gemacht.«

»Beim Himmel! Er hat Schluss gemacht und lässt dich sitzen, meinst du das, Schätzchen? Seit wann?«

»Also ... seitdem ... ich nicht mehr zur Scheune kommen wollte ... Ich meine, seitdem ich nicht mehr wollte.«

»In die alte Scheune unten am Ende von Hookers Acker, wie? Allmächtiger Gott! Man sollte aus dem Schuppen ein Museum machen, so wie da drin für das Bevölkerungswachstum gesorgt wird. Wie heißt er denn? Und wie alt ist er?«

Wieder kam nur ein Flüstern: »Andy ... Andrew Jones. Er ... er ist grad siebzehn geworden.«

»Ist er noch in der Schule?«

»Ja.«

»Schön. Jetzt trink erst mal deinen Tee. Und ich lange mal kurz rüber und rede ein Wörtchen mit deiner Mutter. Aber hab keine Angst. Was passiert ist, ist eben passiert. Und ich will dir noch was sagen: Es ist nicht das erste Mal, dass da in dem Sessel so ein Fohlen sitzt wie du und mir genau die gleiche Geschichte erzählt. Aber das hast du wahrscheinlich schon von deiner Großmutter und deiner Urgroßmutter gehört. Dem Himmel sei's gedankt, in ihrem Fall hat sich alles zum Guten gewendet: Sie ist jetzt verheiratet, hat zwei Kinder und ist glücklich. Was erstaunlich ist ... sie ist glücklich, und ihr Kerl ist keinen Pfifferling wert. Na ja, in Gottes Zoo gibt's halt verschiedene Tierchen. Also, du bleibst jetzt schön brav und ruhig hier sitzen und trinkst deinen Tee, ist das klar? Ich bin in einer Minute wieder zurück.«

Sie ging aus der Küchentür und am Haus entlang, quer über das schmale Rasenstück zu dem von Ebereschen gesäumten Pfad, der zu der hohen Backsteinmauer führte, durch die man in den Garten von Bramble House gelangte. Sie vergewisserte sich, dass sie die Tür hinter sich wieder fest geschlossen hatte, ehe sie sich geschickt durch einen Streifen altvertrauten Gehölzes im Dunkeln weiterbewegte. Danach stieg sie vorsichtig über ein Beet mit Azaleen und ging über den Rasen bis an die Stirnseite des schmucklosen roten Backsteinhauses. Dort bog sie hastig um die Ecke und durchquerte einen weiten Hof, an dessen einer Seite zwei Garagen standen, ehemals Stallungen oder andere Nutzgebäude. Sie war schon fast an der Küchentür, als diese aufging und Lizzie Hammond herauskam.

Lizzie zog sich gerade den Mantel an, und wenn sie auch ein wenig erstaunt aussah,

dass May um diese späte Tageszeit vorbeikam, weil sie eigentlich sonst nie vorbeischaute, wenn Leonard bereits im Haus zurück sein konnte, fragte sie nichts, sondern sagte nur: »Peggy ist noch nicht zurück. Mir ist grad eingefallen, dass heute Abend ja gar keine Chorprobe ist. Ich weiß nicht, wo sie sich herumtreibt.«

»Lizzie!« May legte ihrer Freundin die Hand auf den Arm. »Ich weiß, wo sie sich herumtreibt. Sie hockt drüben bei mir in der Küche. Hör zu, komm doch für eine Minute wieder rein ins Haus.«

»Was macht sie denn bei euch? Wieso ist sie nicht ...«

»Ich erzähl dir gleich alles. Aber gehen wir rein.« Sie stieß Lizzie beinahe gewaltsam in deren eigene Küche zurück, und dort biss sie sich fast die Lippe blutig, als sie am Tisch Mrs. Pollock, Lizzies Mutter sah, die beim Äpfelschälen war.

Victoria Pollock war ganz gewiss die letzte Person, die eine solche Nachricht gelassen aufnehmen würde. May wollte gerade eine Ausflucht suchen und sagen: »Kannst du nicht für einen Moment mit rüber zu uns kommen, Lizzie? Ich hätte gern deinen Rat in einer Sache ...« Da ging die Tür auf und das weibliche Oberhaupt kam in die Küche.

Emma Funnell war vierundsiebzig Jahre alt. Ihr Geburtsjahr war 1894, und sie hatte den Baumeister Patrick Funnell im Jahre 1913 geheiratet, mit neunzehn Jahren. Dieses Haus war sein Hochzeitsgeschenk für sie gewesen. Und seitdem war es ihr Haus geblieben und sie stets die Herrin darin, und da sie entschlossen war, mindestens hundert zu werden, blieb ihr ja noch eine Menge Zeit.

Sie war bekannt für ihre sehr direkte Art, und die bewies sie wieder einmal, indem sie May ansah und fragte: »Was ist los, May? Du siehst arg blass aus um die Nase, Kindchen.«

May mochte das »alte Mädchen«, wie sie sie nannte, gern, doch es gab Zeiten, in denen sie ihr auf die Nerven ging. Man lebte im Jahre 1968, und die alte Dame tat immer noch so, als befände sie sich im letzten Jahrhundert und als säße Queen Victoria noch auf dem Thron. Und aus dieser leichten Irritation heraus fühlte May sich veranlasst, jetzt zu sagen: »Nun, da Sie schon mal da sind, Urgroßmama, und die Oma ist auch da, da denke ich, ich kann es euch ja ebenso gut gleich sagen.«

»Sagen. Uns sagen? Was denn? Was, was wir nicht schon wissen?«

»Na, es wäre doch ziemlich sinnlos, nicht, wenn ihr schon Bescheid wüsstet, nicht? Ach, zum Kuckuck, komm mit, Lizzie, ich kann hier nicht reden!«

»Halt! Warten Sie, Frau!«

May stieß Lizzie fast gewaltsam vor sich her zur offenen Küchentür, hielt aber inne und drehte sich zu der alten Dame um. »Nein! Sie werden jetzt mal warten. Und reden Sie nicht so mit mir«, sagte sie und unterstrich ihre Worte mit einer ruckartigen Kopfbewegung. Dann fasste sie die unschlüssige Lizzie am Arm und zerrte sie auf den Hof hinaus.

Die Luft war kühl geworden, und sie war ohne Mantel losgerannt, und nun überlief sie ein fröstelnder Schauer. Und als Lizzie fragte: »Was in Gottes Namen ist denn los? Was hast du denn? Ist irgendwas mit Peggy?«, antwortete May: »Ja, es ist was mit Peggy. Aber ich kann nicht so hier rumstehen, Lizzie. Ich friere mich sonst zu Tode, und du auch. Also komm schon.« Und sie fasste sie an der Hand und zog sie fast mit sich fort. Über den

Hof, den Rasen, durch das Azaleenbeet und in das Gehölz, wo sie das Tempo verlangsamte und im Schritt ging. Aber noch immer reagierte sie weder auf Protest noch auf ihre Fragen, bis sie an der Hintertür ihres Hauses angelangt waren. Dort blieb sie keuchend einen Augenblick lang stehen und sah ihrer Freundin im Licht aus dem Küchenfenster scharf ins Gesicht. »Es wird eine arge Prüfung sein, Lizzie«, sagte sie leise. »Die beiden Hexen da drüben«, sie ruckte mit dem Kopf in Richtung des Hauses, aus dem sie gekommen waren, »werden ausgiebig zetern und keifen, oder doch jedenfalls deine Mutter wird das tun. Aber du musst daran denken, es ist deine Tochter, um die du dich kümmern musst.«

»May!« Lizzie krallte die Hände in ihre Arme. »Was willst du mir damit andeuten?«

»Na, ich denke doch, das hast du inzwischen selber schon erraten.«

»Erraten? Ja, was denn? Oh! Nein! Nein! Gütiger Gott! Nein! Oh nein!«

»Halt den Mund!«

»Es darf nicht wahr sein! May, was sagst du denn da? Er ... er wird rasen vor Wut. Er bringt sie um!«

»Das wird er nicht. Jedenfalls nicht, wenn du dich auf die Hinterbeine stellst. Und wenn ich mich nicht gewaltig irre, wird sich die Älteste auf deine Seite stellen, und sei es bloß, um ihm eins auszuwischen. Aber vergiss nicht, sie ist bloß ein ganz junges Füllen ... grad aus ihrer Kindheit geschlüpft.«

»Oh, May, sei still! Sei still, sag so was nicht! Gerade ausgeschlüpft ...«

May stieß jetzt die Küchentür auf, und als Lizzie eintrat, sah sie am anderen Ende des Raumes ihre Tochter in dem alten Ledersessel sitzen und zu ihr herüberstarren.

»Setz dich!« May schob ihr einen Stuhl hin, doch Lizzie wies sie mit einer brüskten Handbewegung zurück und sah Peggy weiter starr an. »Was ist los?«

»Ach, Mamma, Mamma ...«

Es klang wie das Wimmern eines kleinen Kindes. Doch Lizzie fuhr sie scharf an. »Hör auf damit, mit deinem ›Ach, Mamma, Mamma!‹ Was soll das? Sag bloß nicht ... sag bloß nicht, du bist schwanger. Das ist es doch nicht, oder? Sag, es ist nicht so!«

»Es ist so, und sie ist so ungefähr im dritten Monat.«

Lizzie fuhr nun zu May herum und fauchte: »Wieso weißt du alles darüber und ich nicht?«

»Aus dem ganz simplen Grund, weil deine Tochter sich nicht zu euch heimgetraut hat und weil Charlie sie hierher gebracht hat. Ich habe selber auch erst grad davon erfahren.«

Lizzie schluckte heftig, dann machte sie zwei Schritte auf ihre Tochter zu, blieb aber stehen, als brächte sie es nicht über sich, ihr näher zu kommen. Dann sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen: »Wieso hast du so was getan, ausgerechnet du? Wie wird er das bloß aufnehmen? Was wird er sagen? Dein Vater ... Wer war es?« Jetzt war ihre Stimme schrill geworden.

Peggy stand ganz langsam auf und stellte sich vor ihre Mutter hin. »Es war ein junger Mann, Mamma ... Du weißt doch, es ist immer ein junger Mann.« Dann verflog die ungewohnte Kühnheit sofort wieder. »Ich ... ich hab gedacht, du wirst entsetzt sein, und ... und die Oma und so, aber ich hab gedacht, du würdest mich verstehen ...«

Der Stoß, den ihre Mutter ihr versetzte, schleuderte sie in den Sessel zurück, und sie

schrie auf, als ihr Kopf gegen die hölzerne Kopfstütze prallte. Und dies zwang May sofort auf den Plan und zu ihrer Verteidigung. »So, das reicht jetzt! Und jetzt hörst du mir mal zu, Lizzie! Ich war mir klar, dass es für dich ein Schock sein würde, das ist schließlich nur normal, aber dass du sie schlägst, dafür gibt es wirklich keinen Grund. Davon wird sie noch ausgiebig von deinem lieben, ach-so-fürsorglichen Gemahl abbekommen.«

»Misch du dich da nicht ein, May!«

Die Uhr auf dem Kaminsims begann zu schlagen, und sie lauschten alle drei den sieben Glockentönen, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Erst dann erwiderte May ruhig und würdevoll: »Also, schön so, Lizzie. Ich will mich nicht in deine Angelegenheiten einmischen. Aber wenn du das nächste Mal zu mir gelaufen kommst, vergiss nicht, was du jetzt hier und heute gesagt hast. Und wenn du jetzt vielleicht deine Tochter mit nach Hause nehmen und dich um deine Angelegenheiten kümmern möchtest, wäre ich dir sehr verbunden.«

»Ach, May, May, es tut mir so leid, aber ich bin ...«

»Wenn es dir nichts ausmacht, Lizzie...« May ging zur Küchentür und machte sie weit auf. »Ich muss mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Frank wird jeden Augenblick heimkommen, und er zieht es vor, seine Mahlzeiten in Ruhe einzunehmen.«

Sie starrte Lizzi nach, die aus der Küche stampfte. Dann blickte sie zu Peggy, der es offenbar schwerfiel, sich aus dem Lehnstuhl zu erheben. Und als das Mädchen an ihr vorbeikam und stammelte: »Ach, Mrs. Conway!«, hob sie die Hand und klopfte das unglückliche Kind zweimal sacht auf die Schulter. Sie ging hinter Peggy zur Tür und schloss sie.

May setzte sich wieder an den Tisch und wollte gerade die Stirn in die Hand stützen, als die Küchentür erneut aufging und ihr Mann und ihr Sohn hereinkamen. Ihr Mann trat neben sie und beugte sich in seiner ganzen schlanken Größe zu ihr herab und sagte: »Das hast du davon, wenn du zu helfen versuchst.« Und May schiefte und blickte von dem einen ihrer Männer zum anderen und sagte: »Irgendwann in der nächsten Zeit schießt euch mal einer durchs Schlüsselloch ab.«

»Das Schlüsselloch war gar nicht nötig, Mädchen. Wir sind beide ganz grade und stramm dagestanden, stimmt's?« Er wandte sich seinem Sohn zu, und Charlie blickte zu seiner Mutter und sagte: »Und was wird jetzt passieren?«

Es war jedoch sein Vater, der ihm antwortete. »Was passieren wird, Junge? Ihr lieber, fürsorglicher und besorgter Vater wird sie vermutlich am liebsten umbringen wollen, weil er den Gedanken an eine solche Schande nicht ertragen kann.«

2. Kapitel

So unscheinbar das Bramble House äußerlich auch wirkte, die Innenräume mochten im Vergleich dazu fast als prunkvoll gelten. Alle Räume hatten hohe Decken mit Stuckverzierungen. Die Eingangshalle bot dem Besucher einen überwältigenden Eindruck: Sie war sieben Meter lang, sechs Meter breit, und in der Mitte schwang sich eine breite, flachstufige Treppe in einer Halbspirale empor.

Links von der Eingangstür lag ein eisenverkleideter Kamin, dessen gusseiserner Aufbau bis halb unter die Decke reichte. Auf der anderen Seite führte eine Tür in einen großen Salon mit zwei hohen Fenstern links an der Vorderfront. Am Ende des Salons kam man durch eine Glastür in den Wintergarten.

Ebenfalls auf dieser Seite führte am hinteren Ende ein Durchgang zum sogenannten Anbau. Dieser war in einem frühen Baustadium an das Haus angefügt worden, um Patrick Funnels Mutter aufzunehmen. In dieser »Kate« gab es im Erdgeschoss zwei mittelgroße Räume nebst Küche und darüber zwei Schlafzimmer sowie einen Speicherraum.

Am Hinterende des Foyers führte eine breite Tür in die Küche zu den dazugehörigen Vorratsräumen. Rechts, dem Salon gegenüber, lagen das Speisezimmer und Leonard Hammonds Arbeitszimmer, sein »Studio«, das ehemals das Frühstückszimmer gewesen war.

Im Obergeschoss gelangte man von einem schmalen Balkon in einen recht großen Raum, der als oberes Foyer bezeichnet wurde, von wo aus es zu fünf Schlafzimmern und einem Bad ging. Darüber befanden sich fünf Dachbodenkammern, die früher einmal als Kinderzimmer und Dienstbotenquartier gedient hatten.

Doch jetzt gab es in Bramble House kein Personal mehr, denn, wie Emma Funnell zu sagen liebte: In dem Haus gibt es drei körperlich durchaus fähige Frauen, wozu brauchte man also bezahlte Dienstboten? Selbst mit ihren vierundsiebzig Jahren schloss sie sich selbst in diese Kategorie mit ein. Und verglichen mit ihrer Tochter, Victoria, war sie wahrhaftig körperlich durchaus fit.

Leonard Hammond war siebenunddreißig Jahre alt, allerdings würde ihm das keiner glauben, denn seinem Aussehen und Verhalten nach wirkte er bereits wie ein später Vierziger. Er war mittelgroß und breit und wies einen unübersehbaren Bauchansatz auf. Wenn er nicht Abstinenzler gewesen wäre, hätte man diese Wölbung auf übermäßigen Alkohol zurückführen können; in seinem Fall jedoch war Fresssucht die Ursache. Und wahrscheinlich aß er deshalb so gierig und viel, um sich einen Ausgleich zu verschaffen, einen Schutzpanzer gegen sein unglückliches Leben in diesem »Weiberhaus.« Davon ganz abgesehen, hegte er einen Groll gegen das Leben schlechthin, denn es hatte ihn betrogen und in die falsche Richtung geführt. Es hatte ihm dieses Haus als Verlockung vorgegaukelt, eine soziale Stellung, wie er sie durch seine eigene Arbeit und Strebsamkeit niemals hätte erwerben können; denn er stammte aus der Arbeiterklasse und durfte nie darauf hoffen, je ein derartiges Haus und einen Autohandel wie den der Funnells zu erben, es sei denn durch Heirat ... Also? Also hatte er sich als Junior-Verkäufer Lizzie Pollock ins Visier genommen, die – wie er es sah – eines Tages das Ganze besitzen würde. Er war noch keine zwanzig Jahre alt, als er geschickt die Leine

auswarf, dann zuckte sein Fisch an der Rute, und er brannte damit durch. Was hätte ihre Mutter schon dagegen tun können, oder auch die Großmutter? Nun, er sollte ziemlich rasch begreifen lernen, wozu die Großmutter fähig war.

Er war noch keine einundzwanzig, als ihm die Augen geöffnet wurden für die wahren Verhältnisse im Haus und er erkennen musste, dass Emma Funnell ihn fast ebenso verabscheute wie er sie. Aber er gab sich noch nicht geschlagen. Nach der Geburt seiner Tochter glaubte er, einen Dreh gefunden zu haben, denn es ergab sich, dass die »alte Hexe« (wie er sie nannte) die Kleine an sich riss, als wäre sie selber ihre Mutter.

Aber im Verlauf der Zeit musste er noch die Lektion hinzulernen, dass sich nichts verändert hatte und dass seine einzige Hoffnung darin bestand, dass Emma Funnell sich möglichst bald aus dem irdischen Dasein verabschieden möge. Inzwischen war sie vierundsiebzig und sie tat ihm noch immer nicht den Gefallen, denn sie war weitaus vitaler und wachsamer als ihre Tochter oder gar ihre Enkelin. Sein eheliches Weib hielt er für eine rückgratlose Person.

Und diese stand in eben diesem Augenblick vor ihm und blickte ihn über seinen Schreibtisch hin an. Und er nahm sie in der üblichen Weise zur Kenntnis. »Was gibt's denn schon wieder? Ich habe zu arbeiten. Mein Tag endet nämlich nicht um fünf, weißt du.«

Lizzie schwieg. Aber sie blickte weiter starr in dieses Gesicht hinab, das ihr mehr und mehr zuwider geworden war. Über dem breiten Körper war dieses Gesicht schmal, fast hager, das Kinn beinahe spitz. Seine Haare waren sandfarben und von so störrischer Struktur, dass sie sich nicht glatt kämmen ließen. Sie sträubten sich am Hinterkopf und manchmal auch über den Ohren, so sehr er sie auch zu glätten versuchte. Ihr war ziemlich bald klar geworden, weshalb Leonard sie geheiratet hatte, und insgeheim hatte sie sich diebisch darauf gefreut, dass sein Plan schiefgegangen war, und sie freute sich noch immer darüber, dass seine jetzige Position nicht die eines allmächtigen Direktors war, wie er es sich erwartet hatte. Er war noch immer in der Abteilung Präsentation und Verkauf tätig, wenn auch mit dem hochgestochenen Titel »Manager«. Die wirklichen Manager des Geschäftes waren jedoch Fred Cartwright und Henry Brooker, sein zweiter Mann.

Während sie ihm in die kalten ausdruckslosen Augen sah, dachte sie wie schon so oft: Wenn er mich doch nur ein bisschen geliebt hätte, wenn er freundlich zu mir gewesen wäre! Aber in dem Mann war kein Funken Freundlichkeit und Wärme. Und er hatte auch keine wirklichen Freunde, nicht einmal in der Kirchengemeinde oder im Jugendklub. Dessen Leitung hatte er auch nur übernommen, weil sich ihm dabei die Möglichkeit bot, Macht auszuüben. Sie überlegte sich, ob dieser Mann irgendjemanden liebte, außer sich selbst. Aber warum fragte sie sich dies? Er liebte doch Peggy ... genauer, falls er überhaupt für einen Menschen etwas empfand, dann für seine Tochter. Sie schloss die Augen und murmelte in sich hinein: O Gott! Wie soll ich es ihm sagen?

»Was ist denn mit dir los?«

»Nichts. Nichts ist mit mir los.« Ihre Stimme war ebenso laut wie die seine. Wenn er schrie, dann brachte auch sie es über sich, gegen ihn aufzutreten. Sie hatte diesen Schutzmechanismus lernen müssen, denn sonst hätte er sie bei jedem Anlass in Grund und Boden geschrien. Dies war eines seiner Charakteristika, die zu unterdrücken ihre Großmutter sich vergeblich bemüht hatte. Und einen Augenblick lang überkam sie jetzt

ein beinahe koboldhaftes Gefühl von boshafter Freude, als sie die Worte überlegte, die sie ihm entgeschleudern würde.

»An deiner Stelle würde ich mich jetzt irgendwo gut festhalten.«

Er lehnte sich zurück. »Was ist denn mit dir los?«

»Mit mir ist gar nichts los. Aber mit unsrer Tochter.«

Er stand langsam auf, stieß den Sessel mit einem Fußtritt zurück und starrte sie eine Weile an. »Es macht dir Spaß, ja? Was immer du mir sagen willst, ja?«

»O ja!« Sie nickte heftig. »Einen Riesenspaß, einen Heidenspaß. Ich will schon lange Großmutter werden ... es gibt nicht genug davon in diesem Haus!«

Er schob die Unterlippe vor und seine Augen wurden schmal. Er drehte den Körper halb von ihr weg, sah sie aber weiter an. »Was soll das bedeuten?«

»Aber du bist doch sonst nicht so begriffsstutzig. Mir hast du doch andauernd vorgehalten, was für ein Schnelldenker du bist. Dass du immer schon weißt, was die Leute denken, bevor die nur den Mund aufmachen. Es wurmt dich doch die ganze Zeit fürchterlich, dass die Welt nicht merkt, wie gescheit du bist.«

Und jetzt wandte sie sich halb von ihm ab und ihr Gewissen meldete sich zu seinen Gunsten. Warum musste sie ihm derart zusetzen? Sie wusste schließlich, wie ihn die Nachricht treffen würde, und eigentlich war es ja in diesem Haus für ihn wirklich kein Paradies.

Wie mit einer einzigen Bewegung schoss er jetzt um den Schreibtisch herum und auf sie zu, bis sein Gesicht nur mehr eine Handbreit von ihrem entfernt war. Auf den Lippen hatte er Speichel, seine Nasenflügel vibrierten, und er spuckte ihr entgegen: »Sie ... sie ist doch nicht? Sie kann doch gar nicht ... Nicht sie!«

Und nun brach das Gefühl, ihn verteidigen zu müssen, restlos zusammen. Und ihre Stimme klang sogar ganz gelassen, als sie sagte: »Wieso nicht? Sie ist schließlich eine Frau.«

Sie sah, wie seine Augen groß wurden, wie die Brauen sich in die Stirn schoben; sie sah, wie seine Hand langsam über sein Gesicht fuhr und die Finger das Haar an der Vorderseite hochstriegelten, bis es ebenso zu Berge stand wie am Hinterkopf. Er sieht aus wie ein angegriffenes Stachelschwein, dachte sie. Aber das Gebrüll, das er dann ausstieß, deutete weniger auf Verteidigung denn auf Angriff hin.

»Hol sie! Hol sie sofort hierher! Mein Gott! Ich ... ich ...«

»Ja? Was wirst du machen? Sie umbringen?«

»Bring sie her! Und mach dein verdammtes höhnisches Maul zu!«

Sie hätte am liebsten gesagt: »Warum kommst du nicht raus ins Foyer oder gleich in die Küche ... da kannst du sie dann gleich so richtig herumprügeln ...« Aber sie verkniff es sich und stolzierte betont langsam hinaus.

Als sie auf die Treppe zuing, kamen ihr im Foyer ihre Mutter und Großmutter aus dem Speisezimmer entgegen, und ihre Mutter rief ihr zu: »Hast du meine Verdauungstabletten weggenommen, Lizzie?« Doch ehe sie antworten konnte, sagte ihre Großmutter mit einem Lachen: »Ich habe gesehen, wie die Katze was davongeschleppt hat. Du mit deinen Abführpillen! Wenn du dich etwas häufiger bücken würdest, hättest du keine Verdauungsbeschwerden. Im Esszimmer ist seit Wochen nicht mehr richtig sauber

gemacht worden. Also mach dich morgen mal dran, und dann wirst du merken, dass du dein Abendessen durchaus verträgst – ohne Tabletten!« Mrs. Funnell hatte ihre Tochter stehen gelassen und hielt nun Lizzie auf der dritten Treppenstufe an. »Stimmt etwas nicht? Du bist ja weiß wie ein Laken. Fühlst du dich nicht gut?«

»Nein. Bei mir ist alles in Ordnung.«

»Also, was ist dann los? Was war da drüben bei May?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren. Bestimmt. Früh genug.«

»Das genügt mir nicht als Antwort! Sag es mir sofort!«

»Ich werde es dir nicht jetzt und nicht sofort sagen, Oma. Du wirst schon warten müssen. Und du wirst nicht lange warten müssen, wenn du dich nicht vom Fleck rührst.« Mit diesen Worten lief Lizzie die restlichen Stufen hinauf.

Als sie die Tür aufstieß, sah sie ihre Tochter am Fußende des Bettes hocken, und einen Augenblick überkam sie das Gefühl, sie heftig in die Arme zu nehmen, denn sie sah nicht aus wie eine junge Frau von sechzehn Jahren, sondern eher wie das kleine Mädchen, das sich in seiner Schuluniform vor ihr drehte ... vor wie vielen Jahren war das gewesen? Peggy trug noch immer die Schulkluft, aber jetzt war sie schwanger, und ehe das Jahr zu Ende ging, würde sie selber eine Mutter sein. Ach, du lieber Herr Christus! Gott! Warum musste so was geschehen? Und noch dazu in diesem Haus! – Aber es würde nicht in diesem Haus sein, denn ihr Kind würde verheiratet und fort sein. Ja. Oh ja! Ihre Gedanken klammerten sich an diese Vorstellung. Wer immer der Kerl war, sie würden ihn festnageln, und ihre Tochter würde verheiratet sein. Und wenn es das Letzte ist, was ich in meinem Leben tu, dachte sie, ich werde dafür sorgen, dass er sie heiratet und dass sie ihr eigenes Haus bekommt. Aber wo? Wer würde ihr das geben? Wahrscheinlich war der Kindsvater doch bloß ein kleiner unbedarfter Junge.

Sie ließ sich auf die Bettkante fallen, schaute ihre Tochter an und fragte: »Wie alt ist er?«

»Siebzehn.«

»Und er geht noch zur Schule?«

»Ja.«

»Wie ist sein Name?«

»Das spielt doch keine Rolle.«

»Und was das für eine Rolle spielt!«

Das Kreischen erschreckte Peggy und der Ausdruck auf dem Gesicht ihrer Mutter bestürzte sie. Sie stotterte: »Andrew Jones.«

Lizzie atmete tief durch, um sich zu beruhigen, dann packte sie Peggy am Arm und zerrte sie vom Bett. »Du kommst jetzt mit runter. Du musst irgendwann doch mit ihm darüber reden.«

»Aber ... ich hab Angst ... Mama.«

»Ich bin ja bei dir.«

Es überraschte Lizzie nicht im Mindesten, dass ihre Großmutter in der Tür zum Salon stand, als sie mit Peggy unten im Foyer ankam. Doch als sie selber dann die Hand mit abwehrenden Fingern hob, in einer eindeutigen Geste, die sagte: Warte!, entdeckte sie einen Ausdruck von Verblüffung auf dem Gesicht der alten Dame.

Sie musste Peggy regelrecht in das »Studio« ihres Vaters stoßen. Dann schloss sie hastig die Tür hinter sich. Als sie dann das Gesicht ihres Mannes sah, sagte sie rasch: »Werde jetzt nicht gewalttätig.« Und dann: »Wir werden das ganz ruhig besprechen.«

»Halt dein Maul! Und du da, komm her!« Sein Zeigefinger hatte sich zum Haken gekrümmt, aber Peggy blieb stehen, wo sie war, an der Seite ihrer Mutter. Allerdings nicht lange, denn mit zwei gewaltigen hastigen Sätzen hatte er sie an den Schultern gepackt, zerrte sie in die Mitte des Zimmers und brüllte: »Du dreckige kleine Schlampe! Hurt da herum! Eine Hure! Wer ist der Kerl? Wer hat das getan?«

»Papa ... Papa!« Es kam wimmernd bei jedem heftigen Rütteln seiner Hände an ihren Schultern. Und als Lizzie ihm in den Arm fiel und rief: »So hör doch auf! Lass sie doch!«, trat er ihr gegen die Schienbeine, und sie stieß einen lauten Schrei aus und taumelte nach hinten.

Aber gerade als seine Hände von den Schultern ihrer Tochter weiterglitten und sich um ihren Hals legen wollten, stürzte Emma Funnell herein wie ein Füsilier mit aufgepflanztem Bajonett, nur dass sie zum Angriff ihren Gehstock in Position gebracht hatte. In blitzschnellem Wechsel hatte sie den Griff gewechselt, von der Handkrücke zum Unterteil, und nun schlug sie wütend zu und tat damit endlich etwas, was sie zu tun sich seit Jahren gewünscht hatte: Sie griff Leonard Hammond direkt und mit physischer Gewalt an. Und nun war es eben er, der sich an den Hals fuhr und versuchte, sich aus der Umklammerung des Stockgriffes zu befreien. Als er schließlich seitlich wegkippte und sich aus dem Hakengriff befreit hatte, sank er auf die Knie, blieb dann in dieser Stellung und schaute keuchend zu dem schrecklichen alten Weib auf, das da vor ihm aufragte. Dann war er wieder auf den Beinen. Er massierte sich den Nacken, und dann brüllte er: »Was soll das? Was glaubst du eigentlich, was du da treibst, Weib?«

»Das Gleiche wie du mit ihr.« Sie zeigte auf Peggy, die sich über den Schreibtisch krümmte. Dann blickte sie Lizzie an, die sich das Schienbein rieb, und befahl: »Und nun sagst du mir, was das Ganze soll!«

»Ach? Du weißt es noch nicht?« Leonard Hammond befragte immer noch seinen Hals. »Das muss man sich mal vorstellen, dass irgendwas in diesem Haus passiert, was du nicht weißt. Also, so weit ich es begriffen habe, ist meine Tochter schwanger.«

In der plötzlichen Stille blickte Mrs. Funnell das Mädchen an. Am liebsten hätte sie aus tiefstem Herzen geschrien: »Oh nein! Nicht meine Peggy! Nein!« Sie liebte dieses Kind inniger, als sie ihre eigene Tochter je geliebt hatte. Victoria war von Geburt an ein kränkliches, schwächliches Mädchen gewesen, ein quengeliges Kind und später als Erwachsene eine noch jämmerlichere Heulsuse. Lizzie war daanders geworden. Sie hatte Lizzie gern, recht gern; bis zu einem gewissen Grad. Doch ihre Liebe, die hatte sie über Lizzies Kind ausgeschüttet.

Sie sah sich gezwungen, ihre Aufmerksamkeit wieder Hammond zuzuwenden, der erneut zu schreien begonnen hatte: »Also, das ist der Gipfel! Das lass ich mir nicht bieten ... Ich hab genug ertragen! Ich schmeiße sie raus! Der Kerl, von dem sie den Balg hat, kann die Verantwortung für sie übernehmen ... In meinem Haus ist kein Platz mehr für sie!«

Er erkannte sofort, dass er einen Fehler begangen hatte, denn das donnernde Bellen,

das Emma Funnell nun ausstieß, ließ alle vor Schreck fast in die Höhe springen. »Dein Haus! Dein Haus?«

Das Wort »Haus« schien aus ihrem Kopf zu explodieren, und alle lauschten dem Echo nach, ehe Emma weitersprach. »Das wäre ja was ganz Neues ... dein Haus! Lass mich dir was klarmachen, du kleine nichtsnutzige bedeutungslose Null: Dies hier ist mein Haus. Es war es immer und wird es bleiben; und auch wenn ich nicht mehr sein werde, du wirst nichts davon abbekommen. Dafür habe ich gesorgt. Und was das betrifft, dass du deine Tochter hinauswerfen willst, deine Tochter bleibt hier, solange sie Lust hat. Aber wenn du gehen möchtest und deine Frau mitnehmen möchtest, mir ist es recht. Jederzeit. Im Grunde finde ich eigentlich, nach den ganzen Jahren, die du hier kostenlos gewohnt und gegessen hast, wäre es an der Zeit, dass du dir ein eigenes Heim suchst. Nicht wahr, Mr. Hammond?«

Leonard blickte die Frau stumm und starr an, die ihn um mehrere Fingerbreit überragte und die er in diesem Augenblick am liebsten geschlagen, ja sogar erwürgt hätte, wenn er nur den Mut dazu aufgebracht hätte. Sie meinte ganz ernst, was sie sagte: Sie würde ihn morgen vor die Tür setzen können, wenn es ihr beliebte. Und was dann? Wahrscheinlich ein Leben in einem billigen Gemeindebau – mit Lizzie.

Er zwang sich dazu, sich umzuwenden, von ihr abzuwenden, tastete nach der Schreibtischkante, zu seinem Sessel, und dort stützte er die Ellbogen auf die Tischplatte und vergrub das Gesicht in den Händen. So sah er nicht, wie die Frauen aus dem Zimmer gingen; er hörte nur dumpf ihre Schritte auf dem Teppich. Doch nach dem Klicken der Tür hob er den Kopf und blickte zur Tür, und dann nahm er den Tintenlöscher von seinem Schreibtisch und begann ihn langsam zu zerstören; er riss nicht daran herum, zerfetzte die Löschblätter nicht, sondern grub mit den Nägeln nur kleine Fetzen heraus, als rupfte er ein Huhn ... bei lebendigem Leibe.